

Nr. 186. Bromberg, den 14. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen
von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

(4. Fortsetzung.)

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, teils weil es die Sitte so wollte, teils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne". — „Du hast nun genug geweint," sagte er verdrießlich; „bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!" — Sie sah demütig zu ihm auf, und schien zu fühlen, daß er recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitzt und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war, und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Talern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brot im Schranke!" — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!" riefen einige; andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch," sagte eine alte Frau, und die Menge teilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?" — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie ins Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!" seufzte Herr von S. — Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und atemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander schlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontaine im Garten nicht springen, und es fand sich, daß jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht aber alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!" sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?" sagte sie; „Grethchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten." Alles kniete nieder und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gottes willen! brennt es?" rief Frau v. S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Türe ward aufgerissen und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Kniee. „Gerechtigkeit!" rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!" und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da gewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einemmale sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr

stumpfsinnig. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr v. S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margreth umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margreth völlig angekleidet in der Türe erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sucht ihn“, antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!“ sagte er dann barsch; „worauf warten wir?“ Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margreth antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr, und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät“, sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgendein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ — „Gnädiger Herr“, versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann“, fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt“, hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: „Wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!“ Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meine Pfeife zu haben. Mit einemmale hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Mut wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Kot und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gott Lob sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerser Tiefe und den Turm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen.“ — „Das war in der Tat kein Spaß“, versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht,“ murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten.“ — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß,“ versetzte Kapp; „das wird kein kleiner Ärger für Frau Margreth sein.“ — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!“ Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermutliche Täter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravierend, doch ohne persönliches Geständnis nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Anteil gezeigt. Das Haus der Witwe ward nie leer von Jammernden und Ratenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs äußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Täter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Täter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umegegend sei. Als dennoch alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?“ fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, so lange ein Span daran ist.“ — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag.“ — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis.“ Sie boten zweihundert Taler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:



Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margreth blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

„Sonderbar, sonderbar!“ sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. Soeben schreibt mir der Präsident des Gerichts zu P.: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable“; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben so wenig erschlagen haben, wie ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemmingschen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtenteils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name usw. —

„Was sagen Sie dazu?“ wiederholte der Gutsherr; „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?“

Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen

Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmütiger Gehilfe Kapp längst begraben. Menschen, Tiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes den 24. Dezember 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hofe lagen die Einwohner auf den Knien, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist, oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schlich sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so tot und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Turm; der letzte Schlag verdröhnte langsam und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Deß' freun sich alle Leute;
Und wär' das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zusammen verlor'n:
Das Heil ist unser aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

(Schluß folgt.)

Spanienreise.

Von Friedrich Just.

(Nachdruck verboten.)

1.

Nach Spanien, nach Spanien...

„Fern im Süd das schöne Spanien..." Das ist ein Locken, das seit den Wanderzeiten der germanischen Vandalen und Westgoten die deutsche Sehnsucht nach Sonne und Süden betört hat.

Im Kriege hat Spanien gegen schweren Druck die Neutralität bewahrt und sich dadurch bei allen Deutschen besondere Vorliebe erworben, wobei wir freilich nicht vergessen wollen, daß diese Verfechtung der Neutralität nicht aus Deutschfreundlichkeit erfolgt ist, sondern aus Haß gegen die Engländer, die noch immer Gibraltar als Zwingburg mit Kanonen gespickt haben, aus Abneigung gegen Frankreich, dessen napoleonische Gewaltherrschaft in Freiheitsliedern und jährlichen Erinnerungstagen fortlebt und dessen Trennung von Kirche und Staat die kirchenfrommen Spanier abstößt, und aus Zuneigung der aristokratisch kirchlichen Kreise für das Kaisertum im katholischen Oesterreich.

Kunstliebende Kreise werden durch Murillo und Velazquez, theologische durch die heilige Therese und Ignatius von Loyola, Theaterbesucher durch das „Nachtlager von Granada", „Don Juan", den „Barbier von Sevilla" und „Figaro", Tanzbeinschwinger aber durch „Valencia" in den Bann Spaniens gezogen.

Mich aber hat das Suchen nach dem „Gral" nach Spanien getrieben.

Man kann verschiedene Reisewege nach Spanien einschlagen: zu Lande über Paris oder Genf, oder bis Genua mit der Eisenbahn und von dort zu Schiff nach Barcelona. Auf allen diesen Wegen beginnt man mit Nordspanien, muß zuerst mit seinen Vorstellungen über Spanien aufräumen und umlernen, bis man endlich im Süden, in Andalusien, zum Spanien seiner Träume kommt.

Ich habe den umgekehrten Weg eingeschlagen. Nach einem Abstecher nach Paris und Versailles habe ich in Antwerpen das Schiff bestiegen, die „Ussukuma", ein deutsches Schiff der Woermann-Ostafrika-Linie, mit altgewohnter deutscher Sauberkeit, lobenswerter Führung und wohltuender Bedienung. Die Seefahrt dauert acht Tage. Nach stürmischer Fahrt über den Kanal wird in Southampton Gelegenheit geboten, englischen Boden zu betreten und den dunkelgrünen Rasen zu bewundern. Dann geht's über die gefürchtete Biskaya, die zwar diesmal ausnehmend sanft ist, aber doch eine ausreichende Zahl von Opfern der Seekrankheit fordert. Lissabon entzückt durch die Einfahrt in die breite Tejomündung... die Häuser steigen, zusammengedrängt, an einem Bergrücken zum Kastell auf. Eine Autofahrt führt uns nach Cintra mit der Quinta de Monserrate, einem Park von märchenhaftem subtropischen Pflanzenwuchs, zum hochgelegenen Schlosse Pena und zurück über den Palmenstrand des Luxusbades Estoril. Das Schiff hat unterdessen seine Ladung gelöscht und neue aufgenommen, und weiter geht's um das Kap Trafalgar bis hart an die afrikanische Küste. Zum ragenden Felsen steigen aus stiller Bucht die weißen Häuser von Tanger auf. Wir biegen in die Straße von Gibraltar ein. Zu beiden Seiten unbewaldete Berge, auf afrikanischer Küste noch schroffer als auf europäischer. Kleine weiße Segel tummeln sich vor uns. Delphine umspielen das Schiff, große Kerle, die meterhoch aus dem Wasser springen. Die Bucht von Algeciras erinnert an die aufregende Marokkokrise der schwertdräuenden Vorkriegszeit.

Nun tritt der Felsen Gibraltar, losgelöst vom Festlande, schroff und beherrschend wie ein dräuender steinerner Wegelagerer in die Wasserstraße. Wir streichen nahe an ihm vorüber. Vorn auf der Spitze ein Leuchtturm... umspülte Uferbefestigung... grauweiße Mauern... Häuserkästen unten am Berge angeklebt... oben Befestigungen... Kanonenrohre an den Ecken... auf einer höheren Terrasse wieder herüberschauende Geschütze. Bis zu 425 m ragt die Südspitze auf. Wir fahren herum. Auf der Westseite fällt der Felsen schroff ab... zum Teil grün bemoost, zum Teil das rötliche Gestein bloß lassend... in der Mitte eine glatte Ebene mit quadratischen Feldern, wohl eine Betonschicht... unten am Fuße wie versteckt wenige Gebäude. Die Sonne steht hinter dem Felsen und macht ihn nur um so starrender und dräuender

Auf afrikanischer Seite sieht man im Abendschleier — etwa 20 km entfernt — die mächtige Sierra Bullones und dahinter das spanische Ceuta.

Diese beiden Gebirgsklötze an der Wasserrinne zwischen Europa und Afrika hießen im Altertum Kalpe und Abyla und bildeten zusammen die „Säulen des Herkules". Als die ersten Maurenscharen unter dem Feldherrn Tarik 711 n. Chr. nach Europa übersetzten, bekam der Felsen Kalpe den Namen „Dschebel al-Tarik" d. h. „Berg des Tarik", woraus Gibraltar entstanden ist. „Die Säulen des Herkules" sind auch auf den spanischen Silbermünzen als Flanken des Wappens zu sehen, umwunden von einer Schleife. Auf der stand früher „Non plus ultra" d. h. „Nicht weiter hinaus", galten doch die „Säulen des Herkules" als das eine Ende der Erde. Nach der Entdeckung Amerikas änderte Karl V. diesen Wahlspruch in das Gegenteil „Plus oultre" d. h. „Immer weiter". Auch das Zeichen für Dollar $ ist nichts anderes als eine verschnörkelte Form der beiden Säulen mit der darum gewundenen Schleife, war doch das erste Geld, das in dem neuentdeckten Amerika umlief, das spanische.

Seit 1704 gehört Gibraltar den Engländern. Damit hat der Brite den „Schlüssel des Mittelmeeres" in der Hand, und Spanien ist der „Kopf" abgehauen.

Wann wird Gibraltar wieder spanisch werden? Erst wenn das britische Weltreich auseinanderfällt und die schwarzen Scharen Afrikas den Untergang des Abendlandes herbeiführen.

Doch das sind nur alte Abendlandgedanken von mir.

Das Meer ist dunkelschwarz, und die europäischen Uferberge stehen im Abendgold.

Am nächsten Morgen ankern wir im Hafen von Malaga. Ein schönes Morgenbild liegt vor mir. Über dem Hafen steigen im Halbrunde Höhen auf, vor denen sich die Stadt bis zu den Ruinen des Gibralforo, des Burgberges, hinaufzieht.

Es ist ein Sonntag. Auf dem Schiffe sind alle, die in Malaga aussteigen wollen, mit deutscher Pünktlichkeit früh um 6 Uhr zur Paßkontrolle geweckt worden. Aber da Stunde um Stunde verrinnt, ohne daß ein Paßbeamter kommt, verlasse ich schließlich „ungeprüft" das Schiff, und — niemand fragt mich nach Paß und Visum.

Nun bin ich in Spanien.

(Fortsetzung folgt.)

Spruchblatt.

O nur Groll nicht und Hassen
Herr werden lassen!
Es ist so wenig, was das Leben gibt,
Es ist so viel, was jeden Tag zerstiebt!
Such lieber zu fassen,
Wo es dich liebt! Cäsar Flaischlen.

Eine Tragödie auf hoher See.

Als der Viermaster „Kingsway", der als Frachtschiff zwischen den Vereinigten Staaten und Afrika verkehrt, zum letzten Male den Newyorker Hafen verließ und Kurs auf St Louis, einer Hafenstadt in Senegambien an der Westküste Afrikas, nahm, hatte er außer dem Kapitän nur zehn Mann und eine Mulattin an Bord. Das war die Frau des Schiffskochs, eines Weißen, aber solche Ehen sind ja in Amerika nichts Seltenes.

Da eine Besatzung von zehn Mann für einen Viermaster nicht eben viel bedeutet, hatten die Matrosen alle Hände voll zu tun und waren froh, wenn sie ab und zu einmal schlafen konnten. Der Koch aber kam aus der Küche kaum heraus, höchstens um sich hin und wieder einmal todmüde in die Hängematte zu werfen. Nur zwei Menschen auf dem ganzen Schiff wußten nicht, wie sie die Langeweile totschlagen sollten, und das war die Frau des Kochs, die Mulattin, und dann der Mechaniker, der den Hilfsmotor zu bedienen hatte und der wird bekanntlich nur bei Flaute oder gänzlicher Windstille benutzt. Da auf der Fahrt aber der Südwest in die Segel blies, daß sie fast die Masten abzureißen drohten, so brauchte der Motor und natürlich auch der Mechaniker nicht in Tätigkeit zu treten.

So entspann sich zwischen diesen beiden Menschen, die nichts weiter zu tun hatten, ein Liebesverhältnis. Zwar suchten sie diese Tatsache nach Möglichkeit zu verheimlichen, konnten sich aber schlecht verstellen und sahen schließlich ein, daß das auf einem Schiffe ein unmögliches Beginnen sei. Einer nach dem anderen von der Mannschaft merkte, was los war, nur der Koch als Ehemann blieb blind. Anfangs lachten die anderen und machten ihre versteckten Scherze, dann aber ward das Leben an Bord ungemütlich, denn die Männer gönnten dem einen unter ihnen nicht, daß er sich nahm, was sie entbehren mußten.

Streitereien waren an der Tagesordnung, und schließlich mußte ja auch der Koch einmal die Wahrheit erfahren. Er machte kurzen Prozeß, holte sein größtes und längstes Küchenmesser und rannte es seiner Frau in den Leib, daß sie sterbend zu Boden sank. Dann begann eine wilde Hetzjagd auf Deck: der Koch rannte hinter dem Mechaniker her, der Kapitän suchte den Koch zu fassen und die Mannschaft jagte hinter ihrem Kapitän drein. Der war der schnellste; er fing den Koch und sperrte ihn in eine Kabine. Die Folge war, daß die Mannschaft meuterte und der Kapitän einen von ihnen niederschießen mußte, ehe wieder Ruhe eintrat. Mit acht Mann, zwei Toten und einem Gefangenen an Bord lief die „Kingsway" schließlich in St. Louis ein.

Dort nahm der Kapitän einen neuen Koch, einen Neger, während die beiden Toten an Land geschafft wurden und der alte Koch in seiner Kabine blieb, denn der Kapitän wollte ihn in Newyork der Polizei übergeben. Doch die Rückfahrt sollte erst recht zu einer Schreckensfahrt werden. Kaum waren sie zwei Tage unterwegs, als einer der Leute über Magenschmerzen klagte, sich hinlegte und starb. Ihm folgte kurz darauf ein anderer. Zwei Tage später ging der Steuermann in seine Kabine und kam nie wieder nach oben, es starben noch der Mechaniker, der den ganzen Streit auf der Hinfahrt verursacht hatte, und ein Obermaat.

Der restlichen Mannschaft bemächtigte sich lähmendes Entsetzen, sie glaubten anfangs, der neue Koch sei ein Giftmischer und wollten ihn lynchen, aber der Kapitän setzte sich für den Neger ein und rettete ihn. Da man jeden Mann brauchte, wurde der Koch aus seinem Gefängnis befreit und waltete nun wieder seines Amtes in der Küche, während man den Neger für andere Arbeiten verwendete. Als man den Hafen von Newyork anlief, trug der Viermaster den Kapitän, fünf Mann und ebensoviel Leichen. Kaum hatte man festgemacht, ging der Kapitän an Land, angeblich, um der Polizei Meldung zu machen. Aber das hat er nie getan, ist auch bis heute nicht wieder gesehen worden. Und so weiß man nur, daß er es war, der seinen Leuten das Gift ins Essen mischte. Als die Polizei endlich das Schiff betrat, war der Mörder auch längst über alle Berge. Jetzt sucht man nach ihm und dem Kapitän. Vorläufig ohne Ergebnis.

U. E.



Bunte Chronik



* **„Liebe allein macht es nicht."** Liebe allein macht es nicht. Das ist der Satz, in den ein französischer Abbé namens Violet die Erfahrungen zusammenfaßt, die ihm im Laufe vieler Jahre sein Beruf, der den Einblick in vieler Menschen Schicksale, in ihre Freuden und Leiden gewährt, vermittelt hat. Die Grundlagen, auf denen eine wirklich dauerhafte und glückliche Ehegemeinschaft aufgebaut werden kann, müssen vielmehr ganz andere sein: moralische Eigenschaften gehören dazu und auch eine gewisse Intelligenz und Klugheit, die es ermöglicht, den Ehepartner auch mit seinen Eigenheiten und Schwächen zu verstehen und die Klippen, die jeder Alltag bietet, glücklich zu umschiffen. Eine Harmonie der Weltanschauungen und eine gewisse Gemeinsamkeit der letzten Ziele, denen man zustrebt, sind notwendig zu einer glücklichen Ehe. Auf Grund der Erfahrungen, die ihm zuteil wurden, leugnet der Abbé die sogenannte Liebe auf den ersten Blick; so weit sie in manchen Fällen wirklich entsteht, ist sie doch, nach seiner Meinung, nicht dauerhaft und vergeht ebenso schnell, wie sie gekommen, und ist auf jeden Fall nicht die Liebe, die notwendig ist, um eine glückliche Ehe zu fundieren. Der Abbé gibt auch in seinen sehr interessanten Ausführungen, die in Frankreich sehr beachtet werden, den jungen Leuten gute Ratschläge für die Wahl des Ehepartners. Die jungen Mädchen warnt er vor Männern, die „eine Vergangenheit" haben, denn er hält es für einen verhängnisvollen Irrtum, wenn man oft sagen hört, daß solche meist später besonders gute Ehemänner würden. Er ratet ihnen, sich stets über die Vergangenheit der Männer, die sie ehelichen wollen, zu informieren und zwar nicht nur durch direkte Auskünfte, sondern durch diskrete Dritte. Den jungen Männern ratet er aber, möglichst aus ihrer sozialen Sphäre eine Ehegattin zu wählen, nicht um irgendwelcher veralteter Vorurteile und eines Standesdünkels willen, sondern weil das Aufwachsen in einem ähnlichen Milieu und eine ähnliche Erziehung von vornherein eine gewisse Übereinstimmung der Weltanschauung, der Lebensgewohnheiten und Interessen gewährleisten. Er warnt sie aber, Mädchen zu heiraten, mit denen es sich gut flirten läßt, denn sie seien ewig nur beschäftigt mit Puderquaste und Lippenstift. Diese reichen aber nicht aus als Grundlage des ehelichen Zusammenlebens.

*

* **Das preisgekrönte Baby.** Einen großen Tag haben die Babys von Newyork erlebt oder besser vielleicht: ihre Mütter, denn sie selber werden aufrichtig gesagt, wahrscheinlich noch nicht allzuviel Verständnis gehabt haben für die Bedeutung der Gesundheits- und Schönheitskonkurrenz, an der sie vor kurzem teilnahmen. Alljährlich findet nämlich eine solche am Lake Hopatkong im Staate Newyork statt und die Beteiligung pflegt dabei sehr rege zu sein. Mehrere Preise werden ausgesetzt und der Ehrgeiz der Mütter, ihn für ihren jüngsten Sprößling zu erringen, ist natürlich groß. Das Baby aber, das die Siegespalme der größten Gesundheit bei diesem Wettbewerb erringt (dieses Mal ist es das 20 Monate alte Töchterchen von Mr. und Mrs. Louis Shaue), kann sich dann später einmal rühmen, schon bereits in so zartem Alter den Gegenstand von zahlreichen Zeitungsnotizen gebildet zu haben. — So weit sich diese Konkurrenz übrigens auf die Gesundheit der kleinen Kinder richtet, kann sie nur gebilligt werden, da sie den Ehrgeiz der Eltern anspornt, in der Körperpflege ihrer Kinder ihr Bestes zu leisten. Pädagogisch aber bedenklicher ist es, daß bei dieser Konkurrenz auch schon Siegespalmen für die größte Schönheit für zwei-, drei- und vierjährige Kinder verteilt werden, wobei diese in phantastischen und äußerst eleganten Kostümen erscheinen, da damit ihre Aufmerksamkeit allzu früh und allzu intensiv auf ihr Äußeres gelenkt wird und sie zwangsmäßig zu kleinen eitlen Püppchen erzogen werden.

Lustige Rundschau



* **Vorschlag zur Güte.** „Wiederhole die Geschichte von Schneewittchen, die ich euch eben erzählt habe", sagte der Lehrer zu Bobby. Der aber meinet: „Och, erzählen Sie sie man lieber selber noch mal, Sie können das doch besser als ich."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.